

## **Maximen des Konzepts „Lebensweltorientierung“ – kindgerecht erklärt**

oder

### **Wie Hilfen und Angebote für Kinder und Jugendliche in Deutschland gestaltet werden sollen**

Bevor ich Euch erkläre, wie die Hilfen und Angebote für Euch Kinder und die Jugendlichen in Deutschland gestaltet werden sollen, muss ich erst noch etwas anderes erklären, nämlich wie in Deutschland regiert wird: wir haben in Deutschland ja keinen König mehr, der regiert, der uns also sagt, was wir tun und lassen dürfen, sondern wir leben in einer Demokratie und da regiert nicht einer, sondern da regieren mehrere Leute zusammen. Diese Leute, Männer und Frauen, werden von den Erwachsenen in Deutschland für das Regieren gewählt.

Und wie geht das jetzt mit dem Regieren? Wenn viele Leute zusammenleben, dann ist es gut, wenn die Leute sich auf Regeln einigen, an die sich dann alle halten: dann können Streitereien und Ungerechtigkeiten besser verhindert werden oder leichter geklärt werden, wenn es doch zu welchen kommt. Das gilt im Kleinen, zum Beispiel in der Familie oder auch in der Schule, das gilt aber auch im Großen, zum Beispiel in der ganzen Stadt oder in ganz Deutschland. Die Regeln im Großen nennt man dann Gesetze und die machen nicht etwa alle Menschen, die in einem Land leben, zusammen, sondern dafür gibt es die Politiker. Die werden zwar – wie ich schon gesagt hab’ – von den normalen erwachsenen Leuten gewählt, wenn sie aber mal für einen bestimmten Zeitraum – das sind fünf Jahre – gewählt worden sind, dann ist es ihre Aufgabe, darüber zu diskutieren und zu streiten, welche Regeln, welche Gesetze denn nun für Deutschland gute Gesetze sind und welche deshalb in Deutschland auch gelten sollen. Wenn man die Gesetze für ein so großes Land wie Deutschland machen muss, dann ist das eine ganze Menge Arbeit. Um diese Arbeit überhaupt bewältigen zu können, wird sie auf mehrere Schultern verteilt. Der Bundeskanzler – das ist sozusagen der Chef der Politiker – verteilt diese Menge Arbeit auf verschiedene Minister auf. Und jeder Minister bekommt einen Bereich, für den er sich schon mal zusammen mit seinen Helfern überlegen soll, welche Gesetze für seinen Bereich gute Gesetze sein könnten: zum Beispiel den Bereich des Verkehrs, also alles was mit Autos, Straßen, Eisenbahn und so weiter zu tun hat, oder den Bereich der Gesundheit, also alles was mit Krankenhäusern, der Bezahlung von Ärzten, Arzneimitteln und so weiter zu tun hat. Über die Ideen für Gesetze, die der Minister zusammen mit seinen Helfern sich überlegt hat und von denen er meint, dass es gute Gesetze sind, wird dann in der Versammlung aller Politiker abgestimmt.

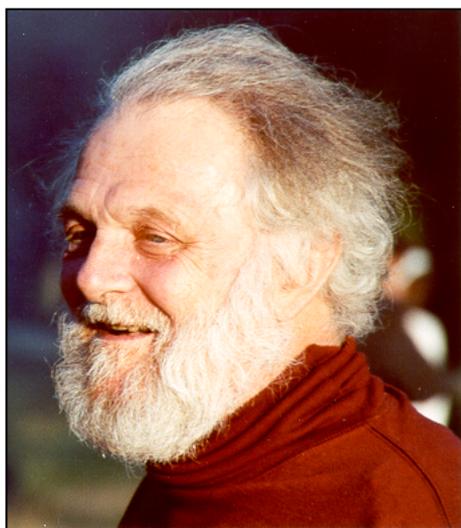
Einer dieser Minister ist unter anderem für die Kinder- und Jugendhilfe zuständig. Genau genommen ist es derzeit eine Frau, also eine Ministerin. Und diese Ministerin beauftragt

alle paar Jahre kluge Leute, einen dicken Bericht über die Situation von Kindern und Jugendlichen sowie deren Familien in der Bundesrepublik zu schreiben. Außerdem sollen diese klugen Leute noch Ideen und Vorschläge für die Gestaltung der staatlichen Hilfen für Kinder und Jugendliche und deren Familien in diesen Bericht schreiben. Und jetzt komme ich zu dem, was ich euch eigentlich erzählen will!

1990 wurde ein ganz wichtiger solcher Bericht geschrieben. Das war mittlerweile schon der 8. Bericht, den kluge Leute seit dem Bestehen der Bundesrepublik geschrieben haben und deshalb wird dieser Bericht auch überall nur „achter Jugendbericht“ genannt.<sup>1</sup>



An diesem achten Jugendbericht hat ein kluger Mann mitgeschrieben, der heißt Hans Thiersch und so sieht der aus:



Sieht aus wie ein freundlicher Opa, nicht wahr?! Ist er übrigens auch: er hat schon viele Enkelkinder. Außerdem war er Professor an der Universität in Tübingen (also Professor, das ist so was Ähnliches wie ein Lehrer, nur halt für junge Erwachsene und außerdem viel, viel klüger). Er hat dann – zusammen mit seinen Freunden, die auch an dem Bericht mitgeschrieben haben – dafür gesorgt, dass in den Bericht eine ganz gute Idee hineingeschrieben wurde. Eine Idee, wie die Erwachsenen in Zukunft die Sachen machen sollen, mit denen sie Kindern und Jugendlichen und deren Familien helfen wollen. Also eine Idee, die sagt, wie zum Beispiel Jugendheime aussehen sollen oder Kindergärten,

wie man Kindern und Familien in Not helfen oder welche Sachen man mit Jugendlichen in ihrer Freizeit machen soll und so weiter.

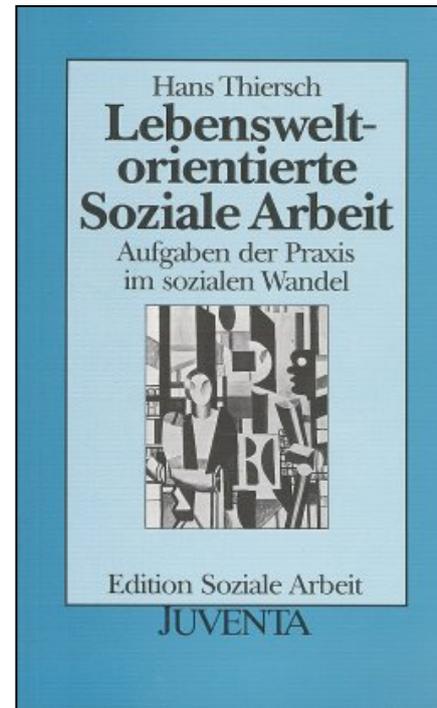
Diese Idee ist eigentlich ein ganzes Sammelsurium an verschiedenen kleineren Ideen. Und außerdem ist diese Idee als Vorschlag, als Entwurf gedacht und alle Leute, die mit oder für Kinder und Jugendliche arbeiten, sollen mal versuchen, ob diese Ideen auch was taugen.<sup>2</sup> Mittlerweile hat es sich übrigens gezeigt, dass diese Idee nicht nur eine gute Idee für Hilfen und Angebote für Kinder und Jugendliche ist, sondern für Hilfen für viele andere Menschen

<sup>1</sup> Also, der Bericht heißt zwar „Jugendbericht“, in dem stehen aber genauso viele Sachen drin, die Kinder betreffen. Wahrscheinlich haben sich damals die Erwachsenen mehr Sorgen über die Jugendlichen gemacht und vor lauter Sorgen vergessen, den Bericht „Kinder- und Jugendbericht“ zu nennen, obwohl ja viel über Kinder drinsteht. Später haben das dann andere kluge Leute bemerkt und der ganz neue Bericht (das ist mittlerweile der elfte) heißt jetzt dann auch richtigerweise: „Elfter Kinder- und Jugendbericht“. Wie es sich gehört!

<sup>2</sup> Das müsst ihr euch vorstellen wie wenn man einen Trickfilm macht: da sitzt dann ein Zeichner und zeichnet zuerst einmal eine Bleistiftzeichnung. Diese Zeichnung, noch ganz grob und vor allem nur grau in grau, wird dann an andere Leute weitergegeben und die malen die Zeichnung dann ganz genau und in Farbe aus. Also: vorausgesetzt, die Zeichnung ist gut und es lohnt sich, das Bild fertig zu malen.

auch: für Menschen mit Behinderung, für drogenabhängige Menschen, für alte Menschen, für Menschen, die auf der Straße leben, weil sie kein eigenes Haus haben, und für viele andere mehr.

Diese Idee sagt, dass es ganz wichtig ist, zu schauen, wie die Menschen eigentlich selber ihr Leben in der Welt so auf die Reihe kriegen, auch wenn es manchmal dabei ziemlich schief geht: denn, wenn man genau hinschaut, dann entdeckt man meistens doch etwas, was gar nicht so sehr schief geht. Die Idee also sagt: wenn man Kindern und Jugendlichen richtig gut und freundlich helfen will, dann muss man in die Welt hineingehen, in der diese Kinder und Jugendlichen versuchen, ihr Leben so gut wie möglich zu leben. Deshalb hat Hans Thiersch seine Idee: „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit“ genannt.



## 1. Teil: Strukturmaximen

Wie oben schon mal gesagt, ist diese Idee „Lebensweltorientierung“ ja eigentlich eine Sammlung von vielen kleinen Ideen. Fünf von diesen vielen kleinen Ideen sind Ideen, die zeigen, wie Hilfeangebote für Kinder und Jugendliche aufgebaut sein sollen, welche Form sie haben sollen. Erwachsene sagen zu einer Aufbauform auch: „Struktur“. Und zu Ideen, die etwas zeigen, was erst noch erreicht werden muss, was es also so noch gar nicht gibt und wo man erst noch einiges tun muss, bis es dann endlich wie gewünscht klappt, sagen sie „Maximen“. Hans Thiersch nennt also diese fünf kleinen Ideen die „Strukturmaximen“ und das sind diese fünf:

- Prävention,
- Alltagsorientierung,
- Partizipation,
- Integration und
- Regionalisierung.

Jetzt habt ihr sicher kein Wort verstanden. Macht nichts! Denn ich erzähle euch jetzt zu jeder einzelnen dieser fünf Ideen die wichtigsten Sachen, die man wissen muss. Aber bevor ich anfangen noch ein Tipp: wenn man die Anfangsbuchstaben der fünf Worte nimmt, also P von Prävention, A von Alltagsorientierung und so weiter, und ein neues Wort daraus bildet, dann kann man sich die fünf Wörter auch ganz gut merken: PAPIR.

## Prävention

Prävention ist, wie so oft bei der komplizierten Sprache der Erwachsenen, ein lateinisches Wort.<sup>3</sup> Es kommt von dem lateinischen Wort „*praevenire*“, das heißt auf Deutsch: „zuvorkommen“. Also der Not, der Gefahr oder anderen unschönen Dingen zuvorkommen, bevor sie richtig schlimm werden. Man könnte auch vorbeugen sagen oder vorsorgen.

Was heißt das jetzt? Das heißt, dass alle Leute, deren Beruf es ist, Kindern und Jugendlichen und deren Familien zu helfen (ihr kennt solche Leute sicher: zum Beispiel Sozialpädagoginnen im Jugendhaus oder Erzieherinnen im Kindergarten) dafür sorgen sollen, dass man die Welt in Deutschland so macht, dass es *gar nicht erst* zu Ärger, Armut, Traurigkeit, Hass und anderen schlimmen Dingen kommt. Also: dass man Städte, Straßen, Kindertageseinrichtungen, Schulen, Dörfer, das Berufsleben, alles so macht, organisiert und gestaltet, dass Kinder und Jugendliche und ihre Familien in dieser Welt ein schönes, glückliches, gesundes, friedliches und was-sonst-noch-wichtig-ist Leben führen können.

Jetzt gibt es im Leben auch dann, wenn man das alles gut einrichtet, immer wieder Situationen, von denen man schon vorher weiß, dass sie trotzdem schwierig und belastend sein können. Wenn zum Beispiel ein Kind vom Kindergarten in die Schule kommt: dann ist vieles für das Kind neu und ungewohnt und macht manchen Kindern Angst. Oder wenn die Lieblingsoma plötzlich stirbt, dann sind viele Kinder einfach trotzdem traurig, obwohl es ihnen sonst eigentlich gut geht, außer eben, dass die Oma gestorben ist. Prävention meint jetzt, dass die Erwachsenen *darauf auch schon* vorbereitet sind und wissen, wie sie dann einem solchen Kind schnell und sicher helfen können.

Bei aller Präventionsarbeit: Leute, deren Beruf es ist, Kindern und Jugendlichen zu helfen, müssen natürlich auch dann und gerade dann, Kindern und Jugendlichen helfen, wenn diese trotz aller vorbeugenden Maßnahmen dennoch in schwierige Situationen geraten sind. Aber das versteht sich ja von selbst, oder?

## Regionalisierung / Dezentralisierung

Wieder zwei so schwierige lateinische Wörter! In „Regionalisierung“ steckt das Wort Region drin, das kennen die Sportler unter euch vielleicht vom Fußball her: da gibt es die Regionalliga, da spielen Mannschaften gegeneinander aus Städten, die alle nicht so weit auseinander liegen. Im Gegensatz zur Bundesliga, wo die Bayern erst mal 10 Stunden mit dem Bus fahren müssen, wenn sie gegen den Hamburger SV spielen müssen, oder sie nehmen gleich das Flugzeug. In der Regionalliga spielen dann vielleicht die Stuttgarter Kickers gegen den VfR Aalen, das sind gerade mal eine Stunde Fahrt. Das heißt also, dass die Orte nicht so weit von einander entfernt liegen. Und genau so sollen Kinder und Jugendliche und ihre Familien auch nicht allzu weit gehen oder fahren müssen, um zu den Häusern oder zu den Orten zu kommen, in denen Sozialpädagogen, Erzieherinnen und so weiter

---

<sup>3</sup> Latein ist die Sprache, die die alten Römer gesprochen haben, ihr wisst schon: die bei Asterix und Obelix. Heute sprechen das nur noch die katholischen Priester, Bischöfe und der Papst in Rom. Ja, und einzelne Worte gibt es bei den Erwachsenen auch heute noch immer mal wieder.

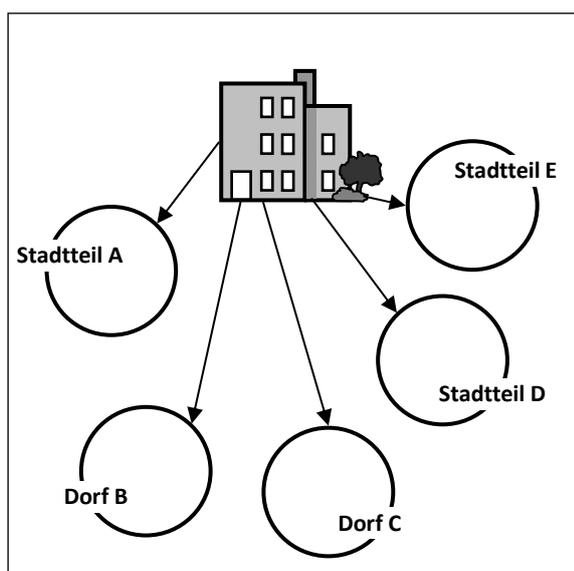
arbeiten, also ihr wisst ja: so Leute eben, die von Berufs wegen Kindern, Jugendlichen und deren Familien helfen oder für diese nützliche Sachen machen wie zum Beispiel Freizeitangebote. Diese Sozialpädagogen und Erzieherinnen sollen *nicht weit weg* von da ihren Arbeitsplatz haben, wo eben Kinder und Jugendliche und ihre Familien wohnen. Damit die wiederum auch mal schnell dahin kommen können, wo es diese Angebote und Hilfen gibt. Mit dem Kindergarten ist das ja eh meistens schon so: da haben fast jedes Stadtviertel und jedes Dorf seinen eigenen Kindergarten. Und die Kinder müssen nicht erst in die nächste Stadt fahren, wenn sie in den Kiga wollen.

Jetzt war das bei vielen anderen Angeboten für Kinder und Jugendliche früher – und teilweise auch heut noch – nicht so: da gab es z.B. nur ein Heim in einer großen Stadt, und wenn Kinder vom Dorf oder von einer kleineren Stadt dann in so ein Heim mussten, weil sie zuhause nicht mehr wohnen können, weil beispielsweise die Eltern sich nicht mehr richtig um sie kümmern können, dann mussten diese Kinder richtig umziehen in dieses Heim in der anderen Stadt, mussten wegziehen von ihren Freunden, die sie im Dorf hatten oder von ihrer Oma und ihrem Opa und ihren anderen Verwandten. Konnten sich also nachmittags nach der Schule nicht mehr so einfach mit ihren alten Freunden auf der Straße treffen, weil: sie wohnten ja jetzt in dem Heim in der anderen Stadt. Und das ist doch ziemlich schade, oder? Früher – und teilweise auch heute noch – gab es diese Häuser (Heime für Waisenkinder oder für Kinder mit Behinderungen oder Jugendhäuser) nur an wenigen Orten und man musste weit reisen, um dahin zu kommen.

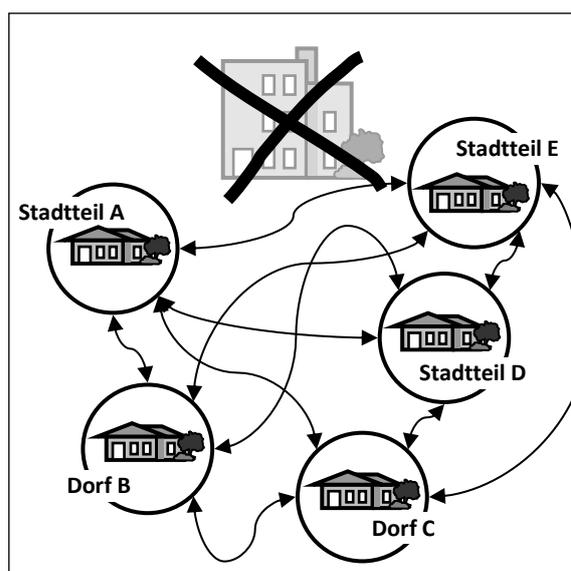
Und damit komme ich zu dem zweiten schwierigen Wort „Dezentralisierung“. Ihr habt vielleicht schon bemerkt, dass da das andere Wort „zentral“ drinsteckt. Habt ihr das schon mal wo gehört? Vielleicht wisst ihr zum Beispiel, was eine „Zentralheizung“ ist? Das ist eine Heizungsanlage, wo nicht – wie früher als Oma und Opa noch klein waren – in jedem Zimmer ein extra kleiner Ofen steht, in dem man ein Feuer anzünden musste, wenn man das Zimmer beheizen wollte, und wenn man ins andere Zimmer geht, dann ist es da noch immer kalt und man muss dort auch erst ein Feuer in dem kleinen Ofen dort anzünden. Nein! Eine Zentralheizung ist eine Heizungsanlage, in der in einem Haus insgesamt nur ein einziger, dafür aber großer Ofen zum Beispiel im Keller steht, der dann Wasser heiß macht. In jedem Zimmer im Haus steht dann ein kleiner Heizkörper, in dem dann kein Feuer mehr brennt, sondern Wasser drin ist. Diese Heizkörper sind über Rohre mit dem großen Ofen im Keller des Hauses verbunden. Und durch die Rohre fließt dann das heiße Wasser aus dem Ofen im Keller in die Heizkörper in den Zimmern und macht, dass es in den Zimmern auch schön warm wird. Zentral heißt also sozusagen: wenn es an nur einem Ort ein großes Etwas gibt, was für viele kleine andere Etwasse an vielen anderen Orten um es herum arbeitet. Der eine große Ofen im Keller für die vielen Zimmer in einem Haus. Das ist bei der Heizung jetzt ganz vernünftig, weil man dann nicht in jedem Zimmer ein extra Feuer machen muss, wenn man es überall warm haben will. Bei den Angeboten und Hilfen für Kinder ist es das nicht! Habe ich Euch ja oben schon erzählt: weil dann der Klaus, der ins große Heim nach Ellwangen muss, sich nicht mehr so leicht treffen kann mit seinen Freunden aus Treppach, wo er eigentlich her ist. Und wenn man sich nicht mehr so oft trifft, dann können Freundschaften auch verloren gehen. Und weil das meistens nicht so schön

ist, sollen alle Sozialpädagogen, Erzieherinnen und die Leute von der Politik sich darum kümmern, dass die wenigen großen Einrichtungen für viele Menschen an nur wenigen Plätzen abgeschafft werden und *viele kleinere* Einrichtungen und Angebote eröffnet werden für weniger Menschen *an vielen Orten*, und zwar genau *in der Nähe* der Orte, in denen diese Menschen jeweils wohnen. Also sozusagen „das Heim um die Ecke“.

Also: viele kleinere Angebote an vielen kleineren Orten für die Menschen, die dort wohnen! Das Dumme ist jetzt bloß: wenn sich jetzt jede kleine Einrichtung nur um die Dinge kümmert, die in ihrem Dorf oder Stadtteil passieren, also nur so vor sich „hinwursteln“, dann ist das wie bei Euch Kindern: wenn der große Blödiän Björn aus der achten Klasse sich



Eine zentrale Einrichtung



Viele dezentrale Einrichtungen

einen von Euch Kleinen aus der fünften Klasse vorknöpft und ihn dumm anmacht, dann hat der Kleine alleine keine Chance sich gegen Björn zu wehren. Wenn ihr alle aus der fünften Klasse euch aber zusammen tut, dann hat selbst der blöde Björn keine Chance mehr gegen Euch!

Und so gilt das auch für die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe: wenn zum Beispiel jeder Kindergarten alleine versucht sich dagegen zu wehren, dass die Leute aus dem Stadtrat Kindergartengruppen auflösen wollen, nur weil es weniger Kinder gibt, die die Kigas besuchen, und die Stadträte denken, da kann man ja dann ne Menge Geld sparen, dann ist das ein ziemlich aussichtsloses Aufbegehren der Erzieherinnen. Wenn sich aber alle Erzieherinnen einer Stadt, aus jedem Stadtteil der Stadt, zusammen tun, sich gegenseitig beraten und gemeinsam überlegen, wie man sich gegen die Pläne der Stadträte gemeinsam wehren könnte, dann sind sie sicher stärker als alleine und können vielleicht doch was dagegen erreichen! Ich habe Euch ein Bild gemalt, das zeigt sehr klar, was „Dezentralisierung“ meint: *viele kleinere Angebote an vielen kleineren Orten, wo sich die Leute aber immer wieder treffen und eng zusammen arbeiten!* Man könnte sagen: die vielen kleinen Angebote „vernetzen“ sich (sieht man ja auch oben in der Abbildung).

## Alltagsorientierung

So, jetzt haben wir schon zwei dieser fünf Ideen geschafft und stehen sozusagen kurz vor dem Gipfel. Der Aufstieg wird nun aber noch mal richtig schwierig, bevor die Erklärung der vierten und fünften Idee – Integration und Partizipation – wieder leichter wird. Also auf geht's zur „Alltagsorientierung“.

Endlich mal ein deutsches Wort! Aber dahinter verbirgt sich das, was am schwersten zu verstehen ist, weil dieses Wort so vieles auf einmal meint! Weil sich hinter dieser einen großen Ideen mehrere kleinere, leicht unterschiedliche Ideen verbergen.

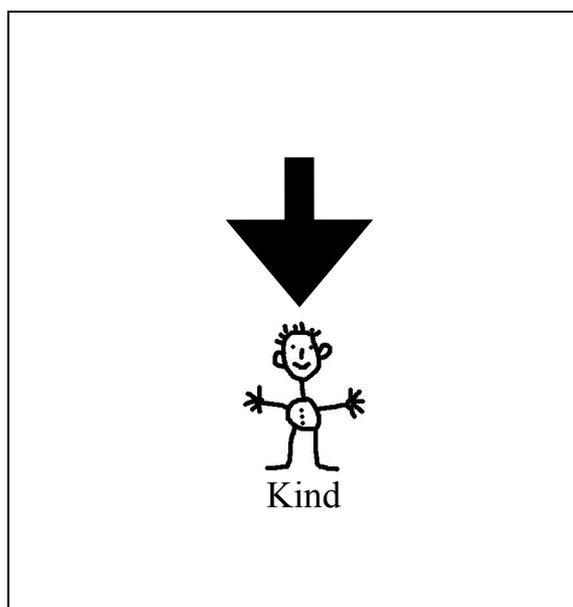
Von der wichtigsten dieser kleineren Ideen habe ich ganz am Anfang schon mal erzählt, als ich sagte, „dass es ganz wichtig ist, zu schauen, wie die Menschen eigentlich *selber* ihr Leben in der Welt so auf die Reihe kriegen, auch wenn es manchmal dabei ziemlich schief geht: denn wenn man genau hinschaut, dann entdeckt man meistens doch etwas, was gar nicht so sehr schief geht.“ Dass die Erzieher und Sozialpädagoginnen, die Psychologen und die Heilpädagogen in die Welt, *in den Alltag hineingehen* müssen, in dem diese Kinder und Jugendlichen versuchen, ihr Leben so gut wie möglich zu bewältigen. Die Leute dürfen also nicht als „Besserwisser“ zu den Kindern kommen und sagen: „Jetzt zeig ich euch mal, was ihr die ganze Zeit falsch gemacht habt und wie man das besser machen kann.“ Nein. Sie sollen sich erst Mal ganz auf die Kinder und Jugendlichen einlassen und zusammen mit ihnen herausfinden, was die Kinder und Jugendlichen *selber* denken, fühlen, wollen. Warum sie etwas in ihrem alltäglichen Leben so machen, wie sie es machen, und warum sie es nicht anders machen. Die Pädagogen sollen herausfinden, was den Kindern und Jugendlichen *selbst* wichtig ist, was sie schon *gut machen* und was sie *können*. Sie sollen herausfinden, was die Kinder und Jugendlichen *selber* für Einfälle haben, wie sie etwas in ihrem Leben erreichen können, ändern können, verbessern können. Die Pädagogen sollen also herausfinden, wie die Kinder und Jugendlichen *selber* den Tag und „alle Tage“ so verbringen, sie sollen sich „am Alltag der Kinder und Jugendlichen orientieren“ und den Kindern und Jugendlichen und ihren Leistungen, diesen Alltag zu bewältigen, mit großem *Respekt* begegnen.

Die zweite kleine Idee, die in der großen Idee „Alltagsorientierung“ steckt, erkläre ich euch vielleicht so: der „Alltag“ besteht ja aus ganz vielen kleinen Dingen, die man tun muss oder tun kann. Morgens muss man aufstehen, dann man sich anziehen, frühstücken, Zähneputzen, zur Schule gehen oder mit dem Bus dorthin fahren, in der Schule aufpassen, mit dem Lehrer gut auskommen und sich in den Pausen mit den Klassenkameraden und den Schülern aus den andern Klassen beschäftigen, man muss mal aufs Schul-Klo gehen, nachmittags Hausaufgaben machen, dann irgendwie seine Freizeit verbringen und so weiter. Also viele kleine Dinge, die immer wieder kommen und die man aber erst einmal auch bewältigen können muss: wenn man Angst hat vor einer Klassenarbeit, die man schreibt, oder vor einem strengen Lehrer, dann will man morgens am liebsten gar nicht erst aufstehen, wenn man dann spät aufsteht und es dann mit der Zeit knapp wird, dann wird es stressig und vielleicht schimpft dann die Mama noch man solle nicht so trödeln. Im Bus muss man dann vielleicht um einen guten Sitzplatz kämpfen, in der Schule seine Angst vor der

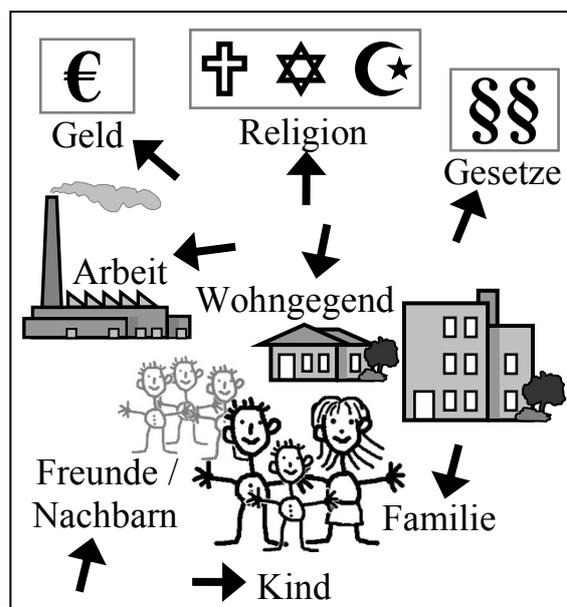
Mathearbeit überwinden, nachmittags trotz dem schönen Wetter draußen und der kleinen Schwester, die im Zimmer nebenan fernsieht, seine Hausaufgaben machen. Auf dem Bolzplatz muss man dann mit den anderen klären, wer jetzt ins Tor gehen muss, obwohl keiner will, und ob man den dicken Simon mitspielen lässt. Und dann bekommt man Ärger mit den Leuten, die neben dem Bolzplatz wohnen, weil man denen zu laut ist. Die Idee „Alltagsorientierung“ bedeutet nun also zweitens, dass die Leute, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, diesen und ihren Familien helfen, dass sie *gerade diese kleinen, immer wiederkehrenden, eigentlich unauffälligen und anscheinend nicht besonderen Aufgaben des täglichen Lebens* gut bewältigen oder besser bewältigen lernen. Besser heißt: mit weniger Stress, weniger Streit, weniger Pannen, weniger Ungerechtigkeit, dafür mit mehr Spaß und Freude, mit mehr Erfolgserlebnissen, mit mehr freundlichem Miteinander und mehr Rücksichtnahme auf das, was die einzelnen Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen brauchen, damit alle am Abend im Bett sagen können: „Im Großen und Ganzen hatte ich heute einen schönen Tag, hat es sich gelohnt, diesen Tag gelebt zu haben“. Da hat sich dann beispielsweise die Mutter, der man am Abend zuvor von seiner Angst erzählt hat, morgens zu einem noch drei Minuten ans Bett gesetzt und Mut gemacht, ist man deshalb rechtzeitig aufgestanden und hat mit genügend Zeit frühstücken und zum Bus gehen können. Und die Hausaufgaben gingen auch leichter von der Hand, weil die kleine Schwester in der Zeit dann doch nicht nebenan fernsieht, sondern draußen spielt und später fernsehen darf. Oder: im Kindergarten begrüßt die Erzieherin die Kinder nicht nur von ihrem Stuhl aus per Handzeichen, sondern geht ihnen entgegen und nimmt sich für das Begrüßen Zeit. Oder: im Erziehungshilfheim zeigt man den Kindern, dass sie willkommen und wertvoll sind, auch schon dadurch, dass die Erzieher dort nicht irgendwelche billigen Stühle, Tische und Betten für die Kinder haben, nach dem Motto: „die machen doch eh alles kaputt“, sondern die Gruppe mit guten, wertvollen Möbel eingerichtet haben.

Als dritte kleinere Idee steckt in der großen Idee „Alltagsorientierung“ folgende Idee drin: wenn Kinder oder Jugendliche Probleme haben oder machen, dann sollen die Leute, die ihnen helfen wollen, die Schuld oder den Grund für die Probleme *nicht bloß in* den Kindern oder in den Jugendlichen suchen, sondern sie sollen daran denken, dass Kinder und Jugendliche *in einem Alltag* leben, in dem auch *ganz viele andere Gründe* gefunden werden können dafür, dass die Kinder und Jugendlichen Probleme machen. Man soll also sehen, dass Kinder immer auch in bestimmten *Situationen* leben, mit denen sie versuchen, irgendwie klar zu kommen. Man soll dann nicht die Kinder oder Jugendlichen für sich alleine sehen, sondern *auch die Dinge um* die Kinder und Jugendlichen *herum*, also *die ganzen Situationen*. Und die Leute sollen dann auch diese Dinge um die Kinder und Jugendlichen herum bekämpfen, damit die Kinder und Jugendlichen weniger Probleme haben und machen. Ich erklär’ euch das wieder mal an einem Beispiel: Ihr kennt vielleicht die Geschichte von dem Daumenlutscher im Buch vom Struwwelpeter. Der Daumenlutscher heißt eigentlich Konrad, und Konrad lutscht an seinen Daumen und weil sich das nicht gehört, kommt plötzlich so ein Schneider mit einer Riesenschere hereingesprungen und schneidet dem Konrad einfach beide Daumen weg. Der Schneider macht es also genau falsch, macht es genau *nicht* „alltagsorientiert“: er denkt, *das Kind* macht Unfug, also: Daumen ab und das Problem hat sich erledigt. Also er sieht nur, was *das Kind* wieder mal Unmögliches gemacht

hat. Das ist aber falsch, sondern er hätte doch auch nachsehen und überlegen können, warum der Konrad Daumen lutscht! Dann hätte er vielleicht herausgefunden, dass Konrads Mutter den Konrad zuhause alleine gelassen hat und Konrad alleine immer Angst hat und aus Angst an seinen Daumen lutscht! Also hätte der Schneider doch auch der Mutter die Füße abschneiden müssen? Oder er hätte bemerkt, dass die Mutter von Konrad nicht aus Lust und Tollerei Konrad alleine zuhause lässt, sondern weil sie arbeiten gehen muss, um Geld zu verdienen, das die Familie zum Leben braucht, weil der Vater von Konrad alles Geld in einer Spielhalle verspielt – also dem Vater die Hände abschneiden? Und wenn der Schneider noch genauer hingesehen hätte, dann hätte er vielleicht gesehen, dass der Vater seine Arbeit verloren hat, und jetzt ganz unglücklich ist, dass er als Vater nicht das Geld für die Familie verdienen kann und darüber der Spielsucht verfallen ist, weil er hofft, irgendwann mal so viel Geld zu gewinnen, dass er die Familie wieder etwas reicher zu machen. Dann hätte der Schneider wohl besser dem Arbeitgeber oder dem Spielautomatenhersteller irgendwas abgeschnitten? Wenn sich der Schneider also die ganze Situation angesehen hätte, dann hätte er erkannt, dass der Konrad *auf keinen Fall alleine* dafür kann,



Nicht so...



...sondern so!!

dass er immer Daumen lutscht und hätte dem Konrad dann nicht mehr die Daumen abzuschneiden dürfen! Und übrigens: noch besser wäre es wohl gewesen, wenn sich nicht ein Schneider um die Sache gekümmert hätte, der nur auf die dumme Idee kommt, irgendwelche Körperteile abzuschneiden, sondern eine Erzieherin oder ein Sozialpädagoge, denen dann wahrscheinlich andere, freundlichere Ideen gekommen wären, wie sie dem Konrad und seiner Familie hätten helfen können.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Übrigens: auch heute scheinen noch so manche „Schneider“ mit Kindern zu arbeiten: sie reden Eltern ein, ihr Kind hätte eine Krankheit im Gehirn, die es dem Kind schwer mache, im Unterricht still zu sitzen und sich auf das zu konzentrieren, was unterrichtet wird, und dass es deshalb nötig sei, dem Kind Medikamente zu geben, damit es wieder schön artig sein könne. Die „Schneider“ kommen aber nicht auf die Idee, dass diese Kinder mit ihrer Unruhe vor allem all das zu bewältigen versuchen, was *um sie herum* so quer läuft: das Stillsitzen-Müssen in einem Unterricht mit Inhalten, die den Kindern nicht wichtig sind, nach einem Wochenende in einer kleinen Wohnung ohne Garten, voller Ehekrach der Eltern, mit den Bildern der vielen Stunden TV-Sehens im Kopf, in einer

So, bevor ich nun mit der vierten Idee weitermache, wiederhole ich noch mal kurz, was ich bisher zu dieser Idee „Alltagsorientierung“ gesagt habe: die Leute, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, sollen also erstens in den Alltag der Kinder und Jugendlichen und ihrer Familien hineingehen und herausfinden, wie diese ihr Leben mit seinen Möglichkeiten und Chancen selbst sehen. Sie sollen zweitens den Kindern, Jugendlichen und ihren Familien helfen, die kleinen, unscheinbaren und sich immer wieder wiederholenden Situationen und Erledigungen des Alltags gut bewältigen zu können. Und sie sollen drittens bedenken, dass die Probleme und die Chancen, die Kinder und Jugendliche haben, immer in einem größeren Zusammenhang gesehen werden müssen, diese Pädagogen sollen also auch die Probleme und die Möglichkeiten um die Kinder und Jugendlichen herum in den Blick nehmen. Wenn diese Pädagogen, Erzieher und so weiter nun in den Alltag der Kinder, Jugendlichen und ihrer Familien hineinbegeben und dabei aber nicht genau hinsieht, dann besteht die Gefahr, dass man denkt: „Hey, das klappt doch ganz gut, das ist okay so, da muss man nicht mehr helfen!“ Irgendwie übersteht der Konrad die Angst, solange seine Mutter weg ist, irgendwie kann man seine Hausaufgaben fertig machen, auch wenn die kleine Schwester nebenan fernsieht, irgendwie kann sich der dicke Simon beschäftigen, wenn er auch nicht mitspielen darf, irgendwie kann man auf dem Bolzplatz kicken, auch wenn die Anwohner sich beschweren, irgendwie überlebt die kleine Sarah den Vormittag im Kindergarten, auch wenn sie die Erzieher nicht freundlich begrüßt haben, irgendwie, irgendwie.... Das ist nämlich *das typische und zugleich tückische* des Alltags: dass er meistens immer „irgendwie“ klappt. Und damit komme ich zur vierten Bedeutung der Idee „Alltagsorientierung“. Die Leute, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, sollen ungefähr wissen, was ein Leben lebenswert macht, was der Unterschied ist zwischen einem „normalen Leben“ und einem „schönen Leben“. Und mit diesen Vorstellungen im Kopf sollen diese Pädagogen mit Respekt vor dem, was die Kinder und Jugendlichen in ihrem Leben schon gemeistert haben, diese trotzdem immer wieder dazu anregen, Möglichkeiten zu suchen und zu finden, den Alltag noch etwas besser zu machen – vor allem, wenn die Kinder, die Jugendlichen und ihre Familien diese Chancen zu einem besseren Leben noch nicht sehen oder es für sie schwer ist, sich auf das zwar Bessere, aber eben auch Neue, Unbekannte einzulassen. Unbedingt wichtig ist dieses „Anregen“, wenn der Alltag auf den ersten Blick zwar klappt, aber bei genauem Hinsehen manche Menschen unter diesem Alltag leiden: also beispielsweise gerade der dicke Simon, der nicht mitspielen darf, oder der daumenlutschende Konrad, der sich ängstigt, wenn er alleine zuhause ist, oder die kleine Sarah, die sich im Kindergarten nicht willkommen fühlt.

Und damit kommen wir zur letzten, zur fünften Bedeutung von „Alltagsorientierung“. Kennt ihr das: ihr steht an der offenen Tür vom Lehrerzimmer und müsstet euren Mathelehrer dringend etwas fragen wegen der Mathearbeit morgen, nur traut ihr euch nicht hineinzugehen und keiner der Lehrer im Zimmer steht auf, geht auf euch zu und fragt, was ihr möchtet. Es ist, wie wenn ihr an einer Grenze stehen würdet, an einer Schwelle, die ihr euch nicht zu übertreten traut, weil sie „zu hoch“ ist. So wie es euch vor dem Lehrerzimmer

---

Klasse, in denen viele Kinder sind, mit denen man auskommen muss, nachdem man zuhause alleine, ohne Geschwister aufwächst, und so weiter und so fort.

geht, geht es auch vielen Kindern, Jugendlichen und vor allem Eltern, wenn sie an einem Angebot der Kinder- und Jugendhilfe teilnehmen möchten oder Hilfe brauchen: da muss man erst mal einen Termin vereinbaren ehe man mit den Leuten von der Erziehungsberatungsstelle ein längeres Gespräch führen kann, oder muss in einem kalten Gang auf einfachen Hockern warten, bis jemand endlich aus seinem Büro herauskommt und der ist dann möglicherweise noch nicht mal besonders freundlich zu einem, z.B. weil er mit seinen Gedanken noch wo ganz anders ist. Oder man muss alleine irgendwelche schwerverständlichen Formulare ausfüllen, und das noch auf den eigenen Knien oder auf dem Boden, weil nirgendwo ein vernünftiger Tisch steht, nur ein kleines Tischchen und das liegt voll mit Werbung. Und so soll es mit den Angeboten und Hilfen für Kinder und Jugendlichen eben nicht sein, sondern die Leute, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, sollen alles so machen, dass die Kinder und Jugendlichen und ihre Familien es vom Gefühl her und in echt *einfach haben*, z.B. in ein Jugendhaus zu gehen, an einem Kurs dort teilzunehmen, Gespräche beim Erziehungsberater zu haben, und so weiter. Die Leute sollen den Kindern, Jugendlichen und deren Eltern *entgegenkommen*, wenn diese zu ihnen oder von ihnen etwas möchten, es soll in den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe eine *freundliche Atmosphäre herrschen*, in der die Kinder, die Jugendlichen und die Eltern das Gefühl haben: *Wir sind hier willkommen* und *wir müssen uns auch nicht dafür schämen*, dass wir hier sind. Die Schwelle, die Kinder, Jugendliche und Eltern überschreiten müssen, um Angebote oder Hilfen in Anspruch nehmen zu können, soll also nicht hoch, sondern möglichst *niedrig* sein. Man spricht deshalb in diesem Zusammenhang von „Alltagsorientierung“ auch von „Niedrigschwelligkeit“ oder von „niedrigschwelligen“ Angeboten und Hilfen.

## Integration

Das ist jetzt wieder so ein Fremdwort: es bedeutet „Eingliederung“, „Vervollständigung“ und „Zusammenschluss“. Wenn ihr zum Beispiel Fußball spielt und ihr Simon trotzdem gerne und mit Spaß für alle mitspielen lasst, obwohl er nicht so gut kicken und vor allem nicht besonders schnell rennen kann, weil er so dick ist – egal: stehst du eben ins Tor, passen schon nicht mehr so viele Bälle an dir vorbei –, dann habt ihr ihn in eure Gruppe „integriert“. Oder wenn ihr Ayse, das türkische Mädchen aus eurer Klasse, zu eurer Geburtstagsgrillparty einladet, obwohl sie noch nicht so gut deutsch spricht, und wenn ihr sogar dafür gesorgt habt, dass Papa auch ein paar Putenschnitzel auf den Grill legt, weil Ayse ja als Muslimin kein Schweinefleisch essen darf. Integration ist, wenn man *niemanden ausschließt*, nur weil er etwas anders ist als die anderen in einer Gruppe, und wenn man außerdem dafür sorgt, dass die, die anders sind, *auch mit ihrem Anders-sein* in der Gruppe *willkommen* sind und dass sie *sich dort wohl fühlen* können. So, dass *alle gut miteinander auskommen und leben können*.

Und nicht etwa so wie bei Michael, einem mittlerweile schon großen Jungen aus meiner Nachbarschaft: der hatte als kleiner Junge nur sehr schlecht gesprochen, so dass die anderen Kinder und die Erzieherinnen im Kindergarten ihn kaum verstanden haben. Als alle dann in die erste Klasse gekommen sind, war Michael nicht mit dabei. Er musste in eine andere Schule gehen, in eine „Sonderschule“ für Kinder mit „Sprachstörungen“. Die war dann natürlich auch nicht bei uns im Dorf, sondern Michael musste von Anfang an mit seinen sechs Jahren immer mit dem Bus eine halbe Stunde bis in die übernächste Stadt fahren. Mittlerweile kann er so sprechen wie wir alle auch, aber ich denke, diese vier Jahre waren für ihn schon eine schwierigere Zeit wie für die anderen Kinder, die sich schon aus dem Kindergarten kannten, dann gemeinsam morgens in die Grundschule gingen, gemeinsam den Schulalltag erlebten und auch die Freizeit gemeinsam verbrachten. Integration hätte bei Michael vielleicht so aussehen können, dass er in die gleiche Grundschule geht wie die anderen Kinder auch, dass dort aber neben den „normalen“ Lehrern auch eine Lehrerin arbeitet, die weiß, wie man Kindern helfen kann, die noch nicht so gut sprechen können. Diese Lehrerin hilft Michael dann – während dem normalen Unterricht oder vereinzelt auch mal außerhalb in einer extra Stunde – und berät die Klassenlehrerin von Michael und seine Eltern, was diese ihm noch für Hilfen zum Sprechen lernen anbieten können.<sup>5</sup>



Jetzt habe ich am Anfang gesagt, Integration heiße, dass Hilfen und Angebote für Kinder, Jugendliche und deren Familien so organisiert und getan werden sollen, dass niemand ausgeschlossen wird, sondern dass alle gut miteinander auskommen und leben können. Dass die Sozialpädagoginnen und die Erzieher kein Kind wo anders hin schicken, nur weil das Kind mit seinen Eigenarten oder Problemen nicht so gut in den Kindergarten oder das Jugendhaus oder das Heim passt, sondern dass sie versuchen, ihre eigene Arbeit so zu verändern, dass diese Arbeit auch zu dem außergewöhnlichen Kind passt und ihm hilft. Nun ist das aber nur die eine Seite von „miteinander gut auskommen“, denn außer den Sozialpädagogen oder den Erzieherinnen und dem jeweiligen Kind, das so „besonders“ ist, sind da ja auch noch die anderen Kinder und die Familien dieser anderen Kinder. Und die könnten ja etwas dagegen haben, dass Michael mit seiner Sprachstörung in der Klasse ihrer Kinder ist, oder dass Ayse zum Geburtstag eingeladen wird, weil sie ja Türkin ist, oder dass Matthias, der Junge mit Down-Syndrom<sup>6</sup>, im gleichen Kindergarten ist wie die

<sup>5</sup> Und wer jetzt gut mitgedacht hat, dem ist sicher aufgefallen, dass es bei Michael auch mit der „Prävention“, dem rechtzeitigen Eingreifen bevor es richtig schwierig wird, auch nicht so geklappt hat: denn andernfalls hätte er schon viel eher Sprachlernhilfen erhalten, zum Beispiel im Kindergarten. An Michaels Beispiel sehen wir auch noch einmal sehr gut, was Regionalisierung und Dezentralisierung meint: eben nicht eine Sonderschule weit weg, sondern Hilfe genau dort, wo Michael wohnt, also vor Ort.

<sup>6</sup> Menschen mit Down-Syndrom sind Menschen, die von Geburt an etwas anders aussehen als die meisten Menschen: sie haben Augen so ähnlich wie Asiaten, sind meist etwas kleiner und kräftiger gebaut, haben eine viel längere Zunge als Menschen ohne Down-Syndrom. Außerdem brauchen sie länger, bis sie etwas rein Gedankliches

anderen Kinder. Integration heißt für die Erzieher und die Sozialpädagoginnen neben der Veränderung ihrer eigenen Arbeit mit dem Kind also noch etwas Zweites: sie müssen daran



arbeiten, dass sich die Menschen, mit denen sie arbeiten, *gegenseitig kennen lernen, verstehen lernen, akzeptieren lernen*. Dass die Menschen nicht mehr meinen, andere Menschen seien schlecht oder weniger liebenswert, nur weil diese anderen Menschen aus einem fremden Land kommen und andere Sitten haben, oder mal im Knast waren, oder im Rollstuhl sitzen oder sonst eine Behinderung

haben. Denn was nützt es beispielsweise dem sechzehnjährigen Eduard, der vor drei Jahren mit seinen Eltern und Geschwistern aus Weißrussland nach Deutschland gezogen ist, wenn nur die Lehrer freundlich zu ihm sind und ihm helfen, Deutsch zu lernen und im Unterricht mit zu kommen, wenn aber alle anderen in der Klasse Eduard gegenüber feindselig eingestellt sind. Und auch noch die Eltern der Mitschüler über das „Russenpack“ schimpfen? Wie würdet ihr euch fühlen, wenn ihr Eduard wärt? Wohl nicht sehr wohl in eurer Haut! Sozialpädagoginnen und Erzieher müssen also *für Nachsicht und Rücksicht, für Geduld, Großmut und Gelassenheit werben* und in den Menschen, mit denen sie arbeiten, ein *Verständnis wecken dafür, dass Menschen ganz unterschiedlich sind und dass man dennoch gut zusammen leben kann*.

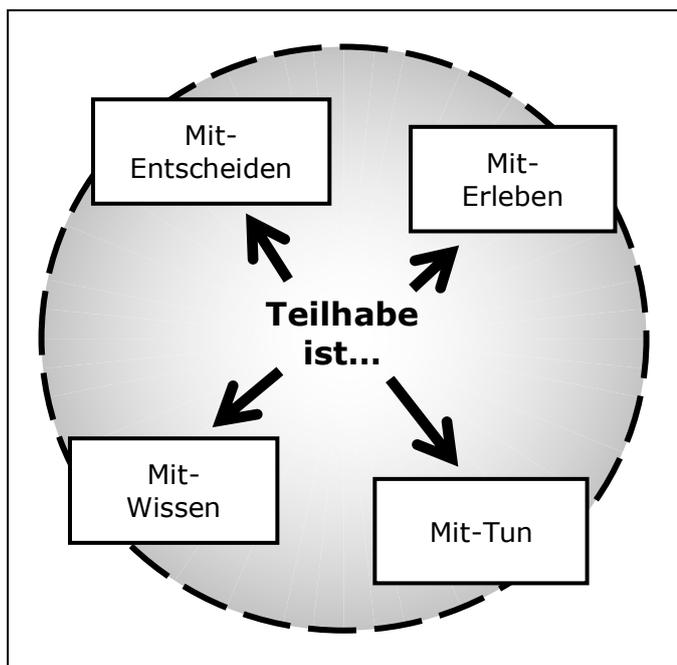
## Partizipation

Wieder ein Wort, das ursprünglich aus der Sprache der Römer stammt. Da hieß das „participere“, was auf Deutsch soviel heißt wie: „teilnehmen lassen“, „teilen“ oder „teilhaben“. In allen Angeboten für Kinder und Jugendliche sowie deren Familien muss also den Kindern, den Jugendlichen, den Eltern *Teilhabe* ermöglicht werden, müssen die Erzieherinnen, die Sozialpädagogen, die Psychologen und so weiter diese an der Planung, Gestaltung und Auswertung der Angebote und Hilfen teilnehmen lassen. Was heißt das nun: Teilhaben? Ich denke, das heißt *sehr unterschiedliches*, je nachdem, mit wem die Erzieherinnen und Sozialpädagogen arbeiten und je nachdem, um was es in der Arbeit dann gerade auch geht. Auch dafür habe ich Euch ein Bild gemalt:

---

verstanden haben, also beispielsweise, dass zwei mal drei sechs ergibt. Deshalb haben sie in der Regel in der normalen Schule, in der ja vor allem Gedankenarbeit geleistet und gefordert wird, größere Schwierigkeiten, all das zu lernen. Dafür sind sie meist sehr freundlich, ehrlich und können sich gut einfüllen in andere Menschen. Außerdem haben sie Humor, können gut andere Menschen nachahmen und sind sehr beharrlich und ausdauernd, bisweilen sogar sehr dickköpfig.

Teilhaben heißt zu aller erst „Mitbestimmen“ und „Mitentscheiden“: Also dass Kinder, Jugendliche und Erwachsene *sagen dürfen, wie sie etwas wollen*: zum Beispiel ob eine Jugendliche, die mit fünfzehn Jahren von zuhause weggelaufen ist und seither mit Punker auf der Straße lebt, wo es ihr gut gefällt, ob sie mit auf einen erlebnispädagogischen Segeltörn gehen will, weil das für eine abenteuerlustige Fünfzehnjährige wahrscheinlich doch etwas besser ist als auf der Straße zu leben. Oder wenn der Kindergarten ein Projekt machen will, dass dann die Kinder mitbestimmen dürfen, welches



Thema das Projekt haben soll und welche Angebote es darin geben soll. Oder sollen die Eltern mitbestimmen dürfen, ob und wie die Öffnungszeiten im Kindergarten verändert werden sollen. Oder soll ein Menschen mit geistiger Behinderung, der nicht reden kann, selber entscheiden können, was er morgens zum frühstück essen möchte: dafür muss halt der Heilerziehungspfleger ihm z.B. die Marmelade, das Müsli die Wurst und den Käse hinhalten, damit der mit seinem Finger auf das zeigen kann, was er frühstücken möchte.

Manchmal ist „Mit-Entscheiden“ aber nicht möglich, dann heißt „Teilhaben“ aber zum Beispiel wenigstens „Mit-Wissen“, also dass die Erzieherinnen die *Hintergründe erklären* von Entscheidungen, die die Kinder selbst nicht haben mitbestimmen dürfen. Das ist gerade auch wichtig, wenn die Erwachsenen Kindern oder gar Jugendlichen etwas verbieten oder sie nötigen, etwas zu tun, das die Kinder eigentlich nicht tun wollen. Also wenn die Erzieherin der Sophia verbietet, mit dem Messer das Tischtuch zu zerschneiden, dann muss sie Sophia auch erklären, warum sie das nicht tun darf. Oder wenn der Sozialpädagoge den siebzehnjährigen Kevin nötigt, sich bei Matthias zu entschuldigen, den er aus Verärgerung geschlagen hat, auch dann muss es der Sozialpädagoge Kevin erklären, warum das wichtig und gut ist. Dann haben Kevin und Sophia zwar nicht mit-entschieden, aber sie wissen immerhin Bescheid.

Wenn „Mit-Entscheiden“ nicht möglich ist, dann kann „Teilhaben“ aber auch „Mit-Tun“ heißen: also wenn zum Beispiel das Klettergerüst im Kindergarten neu gestrichen werden soll, und der Elternbeirat, der Pfarrer und die Erzieherinnen ohne Beteiligung der Kinder entschieden haben, welche Farben verwendet werden sollen, dann dürfen die Kinder wenigstens beim Anstreichen mithelfen, also „mit-tun“: den Farbeimer tragen, alte Lackschichten abkratzen, Abdeckplanen verlegen, selber malen und so weiter.

Schließlich kann „Teilhaben“ bei manchen Menschen auch nur als „Mit-Erleben“ ermöglicht werden: zum Beispiel bei schwer geistig und körperbehinderten Menschen oder bei noch ganz kleinen Kindern, die nicht oder noch nicht wirklich mit-entscheiden, mit-tun oder mit-

wissen können, weil sie das von ihren körperlichen Möglichkeiten und ihrer Intelligenz her noch nicht können oder nie können werden. Dann kann man sie wenigstens an der Welt um sie herum so teilhaben lassen, dass man sie nicht irgendwo in die Ecke stellt oder in ein Zimmer schickt, sondern dass man sie *dort dabei sein* lässt, *wo das Leben stattfindet*. Zum Beispiel: zur Weihnachtszeit beim Plätzchen backen könnte man einen schwerbehinderten Menschen so am Leben „teilhaben“ lassen, dass man ihn mitsamt seinem Rollstuhl in die Küche stellt und ihn das Backen „mit-erleben“ lässt: dann ist er dabei, sieht zu, hört zu, „riecht zu“, und „schmeckt zu“.

Nun dürftet ihr verstanden haben, was Partizipation oder Teilhabe bedeutet. Ich muss Euch dazu aber noch etwas sagen. Bisher ist es nämlich noch oft so, dass es von der Lust und Laune oder der Einstellung der Erzieherinnen, Sozialpädagoginnen und den anderen Personen, die in der Kinder- und Jugendhilfe arbeiten, abhängt, ob und wie viel sie Kinder und Jugendliche mitentscheiden lassen. Und das ist nicht gut so, weil Kinder und Jugendliche sich meistens dagegen nicht so gut wehren können, denn die Erwachsenen sitzen dann doch am längeren Hebel und können Dinge auch gegen den Willen der Kinder bestimmen und durchsetzen. Deshalb ist diese Idee „Partizipation“ nicht bloß so gemeint, dass die Leute, die von Berufs wegen mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, Kinder und Jugendliche nur dann mitbestimmen lassen, wenn es ihnen selbst gerade in den Kram passt, sondern diese Idee meint, dass alle, die in der Kinder- und Jugendhilfe arbeiten, dafür sorgen, dass Regeln und sogar Gesetze gemacht werden, die die Erzieherinnen, die Sozialpädagogen, Psychologinnen – und so weiter – sozusagen dazu *zwingen*, Kinder, Jugendliche und ihre Familien teilhaben und vor allem mitbestimmen zu lassen.

## 2. Teil: Handlungsmaximen

So, jetzt wisst ihr, welche Form die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland haben sollen, wie sie aussehen sollen, nämlich: präventiv, alltagsorientiert, partizipativ, integrativ, regionalisiert und dezentralisiert. Nun ist es aber so, dass in dem achten Jugendbericht, von dem ich euch eingangs erzählt hab, noch vier weitere Maximen (ihr erinnert euch noch, was „Maximen“ sind? Ideen, wie etwas werden soll) vorgestellt worden sind, nämlich Maximen, die sagen, *wie* die Leute, die in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe arbeiten sollen, also *wie* sie in lebensweltorientierten Kindergärten, Heimen, Jugendhäusern, Erziehungsberatungsstellen und so weiter arbeiten sollen, also in Einrichtungen, die präventiv, alltagsorientiert, partizipativ, integrativ, regionalisiert und dezentralisiert sind. Weil diese Maximen also jetzt nicht für die Form, für die Gestalt oder noch mal anders gesagt: für die Struktur der Angebote und Hilfen für Kinder und Jugendliche gelten, sondern für das *Tun*, das *Handeln* innerhalb dieser Angebote, heißen diese Maximen auch nicht Strukturmaximen, sondern *Handlungsmaximen*. Es sind dies: „Vernetzen“, „Einmischen“, „Reflektieren“ und „Aushandeln“. Und auch hier gibt's eine gute Eselsbrücke, wie ihr euch diese vier merken könnt. Nehmt wieder die vier Anfangsbuchstaben und bildet ein neues Wort daraus, dann bekommt ihr: „VERA“.

## Vernetzen

Zum „Vernetzen“ – denke ich – muss ich gar nichts mehr erklären, das habe ich ja bei der Strukturmaxime „Regionalisierung / Dezentralisierung“ schon getan. Ihr erinnert euch bestimmt. Wenn doch nicht, dann seht einfach oben noch mal nach, das ist die Seite 6 mit dem Bild von der „einen zentralen Einrichtung“ und den „vielen dezentralen Einrichtungen“. Nur so viel: es geht darum, dass die Leute in den Einrichtungen als auch die Einrichtungen mit anderen Einrichtungen zusammenarbeiten: sich absprechen, sich gegenseitig helfen, ihre Arbeit koordinieren, d.h. aufeinander abstimmen.

## Einmischen

Stellt euch mal bitte folgende Situation vor: ihr seid Schüler der siebten Klasse, es ist große Pause und ihr beobachtet, wie zwei Jungs aus eurer Parallelklasse einen jüngeren Schüler aus der fünften Klasse drangsalieren, der in einer Mischung aus verzweifelter Angst und trotziger Wut versucht, sich gegen die beiden zu wehren. Ihr denkt euch, dass das doch unfair und feige ist (zu zweit gegen einen, der noch dazu kleiner ist), geht hin und fordert die beiden aus eurer Parallelklasse auf, den Jungen doch in Frieden zu lassen. Da antworten die beiden: „Was mischt du dich da ein, das geht dich doch nichts an, zieh' Leine!“. Einmischen als Maxime für die Kinder- und Jugendhilfe heißt im Grunde dasselbe: dass sich die Leute, die in Einrichtungen für Kinder und Jugendliche arbeiten, sich *einmischen in Dinge, die sie auf den ersten Blick eigentlich gar nicht direkt was angehen*. Und zwar immer dann, wenn es um Dinge geht, *die Auswirkungen auf das Wohlergehen der Kinder und Jugendlichen haben*, mit denen diese Leute – also die Erzieherinnen, die Sozialpädagogen und die Pädagoginnen – arbeiten. Dazu zwei Beispiele aus der Arbeit in Kindertagesstätten:

Das erste Beispiel handelt von den „Maxis“ im Kindergarten, also von den Großen, die nach den Sommerferien in die erste Klasse kommen. Nun weiß man, dass das für manche Kinder nicht ganz einfach ist und dass es ihnen leichter fällt, wenn man sie auf diese Einschulung vorbereitet. Nun könnten die Erzieherinnen im Kindergarten denken: „Einschulung? Das ist nicht unsere Aufgabe, da sollen sich mal schön die Lehrerinnen aus der Grundschule drum kümmern!“ Aber das tun sie nicht, weil sie ja wissen, dass das mit dem in die Schule-Kommen das Wohlergehen ihrer Kinder betrifft und die Parole lautet: „Einmischen!“. Also gehen die Erzieherinnen schon im Winter vor der Einschulung in die Schule, treffen sich dort mit den Lehrerinnen, die die neuen Erstklässler übernehmen werden, und besprechen mit denen, wie sie gemeinsam den Maxis die Einschulung erleichtern können: mit gegenseitigen Besuchen, Patenschaften durch größere Schüler und anderes mehr.

Das zweite Beispiel handelt von einem Projekt, das Erzieherinnen aus Kindertagesstätten einer deutschen Großstadt veranstaltet haben. In dem Stadtviertel, in dem die Kindertagesstätten waren, lebten an die sechzig verschiedene Nationen zusammen: Kroaten, Italiener, Griechen, Deutsche, Türken, US-Amerikaner, Rumänen, Russen, und viele andere mehr. Weil das Wohlergehen der Kinder aus ihren Kindertagesstätten eng zusammenhängt mit dem, wie alle Leute in dem Stadtviertel miteinander auskommen und das bei so vielen

verschiedenen Nationen auf engem Raum nicht ganz einfach ist, haben sich die Erzieherinnen aus den Kindertageseinrichtungen des Viertels zusammengeschlossen und sich eingemischt in eine Aufgabe, die für gewöhnlich nicht als die ihre angesehen wird: nämlich sich um das Zusammenleben in einem Stadtteil zu kümmern. Dafür gibt es doch eigentlich Ausländerbeauftragte oder Sozialpädagoginnen aus dem Nachbarschaftszentrum. Die Erzieherinnen haben aber ein Projekt zum Thema „Freundschaft“ gestartet, in dem die vielen unterschiedlichen Familien über ihre Kinder zusammenkamen und sich näher kennenlernen konnten. Das Projekt endete schließlich mit einem großen Stadtteilstfest.

## Aushandeln

Aushandeln meint: verhandeln, ausmachen, absprechen, diskutieren, reden. Aushandeln als *Maxime* bedeutet also, dass nicht einfach das gilt, was die Pädagoginnen, Erzieherinnen oder Sozialpädagogen und Psychologen sich hinter verschlossenen Türen ausdenken und dann vorgeben, sondern dass eben diese Leute *mit* den Kindern, den Jugendlichen und *mit* deren Eltern, also *gemeinsam* mit ihnen über *alles reden* sollen, was in der Einrichtung wichtig ist: was los ist, was Probleme sind oder Probleme macht, was interessiert, was man thematisieren soll, was gemacht oder verändert werden soll, wie das bewerkstelligt werden soll, welche Regeln gelten sollen, wie man was organisieren kann und so weiter. „Darüber reden“ heißt jetzt aber nicht, dass bloß die Erwachsenen reden und die Kinder halt zuhören dürfen, sondern dass *partnerschaftliche, faire* Gespräche geführt werden, in dem *alle zu Wort kommen* und *alle* Wortbeiträge *ernst* genommen und mitberücksichtigt werden. Das bedeutet auch, dass die Erwachsenen und vor allem die Leute, die sich von Berufs wegen mit Kindern beschäftigen, den Kindern helfen müssen, wirklich *ihre eigenen* Ideen und Gedanken formulieren und ausdrücken zu können, und dass sich die Erwachsenen anstrengen müssen, die Überlegungen der Kinder richtig zu verstehen. Dafür müssen dann zum Beispiel vor Gesprächen, in denen es schwierig wird und wahrscheinlich auch gestritten werden wird, vorher extra Gespräche nur mit den Kindern geführt werden, damit die Kinder ohne Angst und Druck ihre Gedanken, Probleme und Wünsche ausformulieren können, und damit die Pädagogin, die mit den Kindern das Extra-Gespräch geführt hat, ihnen im eigentlichen Gespräch zur Seite stehen kann beim erneuten Formulieren der eigenen Gedanken.

Dass nun ziemlich viel ausgehandelt werden soll heißt allerdings *nicht*, dass *alles* ausgehandelt werden kann. Es gibt Dinge im Leben, über die kann man einfach nicht diskutieren, ob man sie auf die eine oder die andere Weise machen soll. Zum Beispiel kann man nicht darüber verhandeln, ob Eltern ihre Kinder aus erzieherischen Gründen in manchen Fällen verprügeln dürfen oder nicht. Das dürfen sie nämlich *nicht!* Und dieses Verbot schließt auch Ohrfeigen mit ein! Darüber gibt es einfach nichts zu diskutieren. Man kann aber darüber reden, warum manche Eltern manchmal mit ihren Nerven am Ende sind und dann am liebsten zuschlagen würden, und warum sie glauben, dass das in Ordnung sein könnte, um dann gemeinsam zu klären, warum es nicht in Ordnung ist und was die Eltern in solchen

Momenten anstelle von Prügeln tun können, so dass es ihnen wieder besser geht, aber den Kindern nicht schlechter!

Und noch eins zum Thema „Aushandeln“: das heißt nicht, dass es beim Miteinander-Reden immer sehr entgegenkommend und friedlich zugehen muss. Aushandeln muss manchmal auch Streiten sein, aber ein Streiten, wo man den anderen nicht beleidigt, beschimpft oder sonst irgendwie fertig macht, sondern wo man deutlich und hart die strittigen Fragen diskutiert, sich den Konfliktgegnern gegenüber aber dennoch respektvoll verhält.

## Reflektieren

Schon wieder ein lateinisches Wort: die Römer sagten damals „reflectere“, was auf Deutsch so viel heißt wie „zurückbiegen“, „rückwärts drehen“, „sich zurückbeugen“. Heute bedeutet das Wort vor allem „nachdenken“ oder „überdenken“. Das hängt damit zusammen, dass der Mensch seine Aufmerksamkeit nicht nur nach außen wenden kann, also nicht nur die Welt um in herum sehen und wahrnehmen kann, sondern er diese Aufmerksamkeit und Wahrnehmung wieder zurück biegen kann auf sich selbst, also darauf, wie er die Welt um sich herum wahrnimmt. Das „Auf-sich-zurück-Biegen“ der Aufmerksamkeit geschieht im Nachdenken. Und in einer lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe ist Nachdenken ganz wichtig! Dies aus drei Gründen, von denen ich euch nun erzähle:

Zum Ersten muss nachgedacht werden, weil die Angebote und Hilfen einer lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe aufwändig *geplant* werden müssen. Sie müssen geplant werden, weil diese Angebote und Hilfen ja in vernetzter Zusammenarbeit mit vielen anderen abgesprochen werden sollen, weil viele teilhaben und mitentscheiden können sollen, weil sie anknüpfen sollen an den jeweils ganz unterschiedlichen Kindern, Jugendlichen und ihrer jeweils ganz eigenen, unterschiedlichen Alltagswelt. Und weil das alles ein sehr kompliziertes Zusammenfügen unterschiedlichster Anforderungen ist, muss man sich dafür Zeit lassen und die Hilfen und Angebote für Kinder, Jugendliche und ihre Familien genau durchdenken und planen. Und dann reicht es übrigens auch nicht, wenn man nur ganz grob denken und unterscheiden kann: Leute, die in der Kinder- und Jugendhilfe arbeiten, müssen kleinste Unterschiede in den Problemen von Menschen unterscheiden können und dazu das richtige, jeweils unterschiedliche Tun zusammen mit den Menschen „erfinden“. Dass es kleine, feine Unterschiede gibt, ist euch wahrscheinlich schon bei der Geschichte vom Konrad, der an seinen Daumen lutscht, deutlich geworden. Allein schon, dass Konrad an den Daumen lutscht, kann ganz unterschiedliche Gründe haben, noch viel unterschiedlicher können die Gründe sein, wenn Konrad an den Daumen lutscht und Susi, Bastian und Verena das auch tun. Susi könnte es nur langweilig sein, Bastian könnte das Daumenlutschen bei Susi gesehen haben und macht es nach, um herauszufinden, was Susi so toll daran findet. Und bei Verena könnte es sich gar nicht um ein echtes Daumenlutschen handeln, denn sie könnte neue Backenzähne bekommen und versuchen den Schmerz zu lindern, indem sie mit dem Daumen dagegen drückt. Eine Erzieher, eine Sozialpädagogin oder ein Pädagoge muss also feine Unterschiede erkennen können und diesen feinen Unterschieden entsprechend reagieren können, etwa so wie ein guter Maler beim Malen einer Landschaft

im Sommerlicht: der darf auch nicht bloß blau, rot, gelb, grün unterscheiden und malen können, sondern muss zum Beispiel auch altrosa, apricot-rosa und lachs-rosa unterscheiden und malen können. Um diese feinen Unterschiede erkennen und richtig darauf reagieren zu können, muss genau nachgedacht werden.

Zweitens müssen die Leute, die mit Kindern und Jugendlichen und mit deren Familien arbeiten, nachdenken, weil Kinder- und Jugendhilfe gefährlich ist. Gefährlich? Ja, lebensweltorientierte Kinder- und Jugendhilfe ist auch gefährlich. Natürlich ist sie das in der Regel nicht mit Absicht, aber weil sie so tief in das alltägliche Leben von Kindern, Jugendlichen und ihren Familien eindringt, und dort so vieles mitbekommt, auch Dinge, die nicht so schön sind, oder die sogar vor dem Gesetz nicht erlaubt sind, muss sie ganz vorsichtig sein, dass sie zum einen keine Fehler macht, die dann dramatische Folgen haben können, und zum andern, dass sie sich auch mal zurückhält oder raus hält aus Dingen, die sie eigentlich nichts angehen, auch wenn die Dinge selbst nicht so toll sind und die Kinder- und Jugendhilfe eigentlich doch auch was machen könnte. Dazu mal zwei Beispiele: wenn ein Sozialpädagoge mit jugendlichen Punkern, die auf der Straße leben, arbeiten will, ihnen also helfen will, dass sie auf der Straße überleben können, und vielleicht irgendwann mal sogar vom Leben auf der Straße ablassen und doch wieder in die Schule gehen und in einem Haus wohnen, dann muss er am Anfang versuchen, das Vertrauen der Punker zu bekommen, und wenn er das Vertrauen bekommen hat und die Punker ihn an ihrem Leben teilhaben lassen, dann wird er bei den Punkern vielleicht auch sehen, dass einige von ihnen unerlaubte Drogen nehmen. Wenn er diese Jugendlichen dann bei der Polizei meldet, dann werden diese von ihm nichts mehr wissen wollen, sich vielleicht noch mehr von Erwachsenen abkapseln und noch mehr Dinge tun, die nicht erlaubt oder für sie schädlich sind. Das zweite Beispiel handelt von einer solchen jungen Punkerin, der die Freunde in der Punker-Szene sehr viel bedeuteten. Diese Mädchen wurde vom Jugendamt auf ein Segelschiff für Jugendliche geschickt, weil die Jugendamtsmitarbeiter dachten, dass müsste doch etwas für dieses Mädchen sein, wo sie doch so gerne ein abenteuerliches Leben führt. Auf dem Schiff fühlte sie sich aber total alleine ohne ihre Punkerfreunde, außerdem bedrohte sie ständig ein anderer Jugendlicher an Bord, der etwas gegen Punker hatte. Am Ende sah sie keinen anderen Ausweg mehr als eines Nachts in einem italienischen Hafen von Bord zu fliehen und sich als fünfzehnjähriges Mädels ohne Geld durch Italien nach Deutschland zu ihren Freunden zurück durchzuschlagen, wobei sie unterwegs dann auch vergewaltigt wurde, d.h. Männer hatten mit ihr Sex, ohne dass sie selbst das wollte. Hätten hier die Jugendamtsmitarbeiter vorher oder wenigstens während der Segelreise genauer nachgedacht und versucht, auch die Nebenwirkungen ihrer gut gemeinten Segelschiffreise zu sehen, dann hätte das Mädchen die Irrfahrt durch Italien mit den schlimmen Erfahrungen nicht durchmachen müssen. Das heißt also, Erzieher, Sozialpädagoginnen und Pädagogen müssen immer darüber nachdenken, *welche unerwünschten Nebenwirkungen* ihre Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen auf diese *haben könnte* und alles tun, diese *Nebenwirkungen zu verhindern*. Und sie müssen immer darüber nachdenken, wo sie besser wegsehen oder etwas „nicht gesehen“ haben und sich besser heraushalten, wo sie also *ihrem eigenen „aufdringlichem“ Helfen eine Grenze setzen* sollten.

Und damit zum dritten Grund dafür, dass „Nachdenken“ in einer lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe so wichtig ist: wie ihr nach allem, was ich über die Maximen erzählt habe, sicher unschwer erkennen könnt, ist diese Arbeit kein Zuckerschlecken. Sie kann nicht einfach „mit links“ bewältigt werden. Es braucht dafür Leute, die das Arbeiten mit Kindern und Jugendlichen sowie deren Familien ausgiebig in einem beruflichen Studium gelernt haben. In unserer Zeit aber, wo die Politiker sagen, man müsse an allen Ecken und Enden sparen, ist die Gefahr auch groß, dass sie sagen, es reicht doch auch jemand, der Erfahrung im Umgang mit Kindern hat aus seinem privaten Leben, also z.B. eine Mutter, die schon drei Kinder großgezogen hat. Die müsste man dann ja auch nicht so teuer bezahlen! Damit das nicht passiert, müssen die Erzieherinnen, die Sozialpädagogen, alle, die in der Kinder- und Jugendhilfe arbeiten, sagen können, begründen können, was sie da genau tun, warum sie das so tun, wie sie es tun, und was das alles bringt. Sie müssen also erklären können, gerade den Politikern, aber auch den Eltern der Kinder und Jugendlichen, warum die Arbeit so wichtig und richtig ist, wie sie klug ausgeübt wird und warum es dafür vernünftig ausgebildete Menschen braucht. Und um das zu können, müssen sie über die eigene Arbeit genau nachdenken.

## **Schlusswort: Anwalt der Kinder und Jugendlichen**

Wenn ihr mich jetzt am Ende fragt, was denn nun bei all diesen Überlegungen, bei all diesen Ideen oder Maximen, am typischsten sei für eine lebensweltorientierte Kinder- und Jugendhilfe, dann würde ich sagen: Erzieherinnen, Sozialpädagoginnen, Pädagogen, alle, die versuchen, entlang der Idee „Lebensweltorientierung“ zu handeln, verstehen sich als *Anwälte der Kinder, Jugendlichen und ihrer Familien*. Das heißt, sie versuchen, wie Anwälte das Beste für ihre Mandanten (für diejenigen, die sich ihnen anvertraut haben oder die ihnen anvertraut wurden) herauszuholen, selbst wenn sonst alle anderen gegen diese Mandanten sind. Das heißt noch mal anders ausgedrückt, sie *stehen auf der Seite der Kinder, der Jugendlichen und ihrer Familien* und helfen ihnen vor allem *ihr* Leben so zu meistern, wie es sich die Kinder und Jugendlichen *selbst* vorstellen und sie *selbst* es brauchen. Und nicht etwa so, wie es andere – Politiker, Arbeitgeber, Lehrer, Priester, Journalisten, Richter,... – von ihnen erwarten. Sie helfen den Kindern und Jugendlichen bei den Aufgaben und Problemen, die sie *selber* haben, und nicht etwa bei denen, die die Gesellschaft mit den Kindern und Jugendlichen hat.